



BUNDESPRÄSIDENTIALAMT

Pressemitteilung

SPERRFRIST Samstag, 18. Oktober 2014, 11.15 Uhr

**Änderungen vorbehalten.
Es gilt das gesprochene
Wort.**

**Die Rede im Internet:
www.bundespraesident.de**

Berlin, 18.10.2014
Seite 1 von 7

**Bundespräsident Joachim Gauck
beim Festakt „100 Jahre Goethe-Universität“
am 18. Oktober 2014
in Frankfurt am Main**

Wie sollte man eine Rede an einer Universität, die Johann Wolfgang von Goethe im Namen führt, anders beginnen, als mit dem wohl berühmtesten Seufzer der deutschen Literaturgeschichte:

„Habe nun ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin
Und leider auch Theologie
Durchaus studiert mit heißem Bemüh'n.“

Zugegeben: Dieser Einstieg ist ziemlich überraschungsfrei. Und wahrscheinlich hätte ich mir das „ach!“ verkniffen, wenn nicht vor kurzem in einem Blog der Brief einer Hochschulabsolventin an ihre Universität zu lesen gewesen wäre, der den Monolog des Faust mehr als 200 Jahre später gewissermaßen in unsere Gegenwart übersetzt:

„Liebe Uni, ich habe Dich mir anders vorgestellt, jahrelang hatte ich von dir geträumt. Von Diskussionen, von Austausch, von dem Gefühl der Freiheit....

Ich hatte mir vorgestellt, wie wir an der Universität wilde Debatten führen. Keynes! Marx! Weber! Liebe Uni, ich dachte Du wärst ein Ort zum Streiten [...] Diese Leidenschaftslosigkeit war unerträglich...“

Nun, es gab eine Menge leidenschaftlicher Antworten auf diesen vehementen Klagebrief, dem eigentlich nur noch die Faustische Beschwerde fehlte: „Da steh ich nun, ich armer Tor! Und bin so klug als wie zuvor“. Viele stimmten der Autorin zu, viele widersprachen aber

| | |
|----------------|--|
| VERANTWORTLICH | Ferdos Forudastan |
| ANSCHRIFT | Bundespräsidialamt 11010 Berlin |
| TEL / FAX | 030 2000-2021/-1926 |
| E-MAIL | presse@bpra.bund.de |
| INTERNET | www.bundespraesident.de |

auch und berichteten von guten Erfahrungen mit ihrer Universität, ihrem Studium und ihren Professoren.

Die Universität und ihr Zustand lassen die Gemüter nicht kalt. Und das ist gut so. Denn wenn es um die Bildung kommender Generationen geht, steht immer die Zukunft der ganzen Gesellschaft auf dem Spiel. Deshalb sollen Universitäten blühen und gedeihen, zuallererst im Interesse der Studierenden. Hier in Frankfurt sind es 46.000, die durch bestmögliche universitäre Bildung entscheidende Chancen für einen gelingenden Lebensweg erhalten, die aber auch als gut gebildete und ausgebildete Absolventen Leistungen erbringen sollen, die für die ganze Gesellschaft wertvoll sind. Umgekehrt gilt übrigens das Gleiche: Wenn es um die Zukunft der Universität geht, steht immer auch die Frage zur Debatte, was eine Gesellschaft von ihren Hochschulen erwartet. Und was sie deshalb bereit ist, für ihre Hochschulen zu tun.

Die Frankfurter Goethe-Universität, zu deren 100. Geburtstag ich heute von Herzen gratuliere, scheint mir ein gutes Beispiel zu sein, um dieses Wechselspiel zwischen einer Gesellschaft und ihren Hochschulen näher zu beleuchten. Diese Universität ist aus verschiedenen Gründen herausragend. Einer davon ist ihre Entstehungsgeschichte, die sich von anderen Universitäten deutlich unterscheidet. Zur Gründung der älteren Universitäten in Deutschland führte meist der Wille eines Landesherrn, den Ruhm seines Fürstentums, und auch seinen eigenen, zu mehren und die Wirtschaftskraft des Territoriums zu stärken – durchaus ehrenwerte Motive.

Zur Gründung der Universität Frankfurt vor 100 Jahren aber führte nicht Fürsten-, sondern Bürgerwille. Frankfurts Bürger, zumindest hinreichend viele, waren der Überzeugung, dass höhere Bildung das Beste ist, was einem Menschen überhaupt passieren kann. Als „Bildungsbürger“ ein rundum positiver Begriff war, „Bürger“ im vollsten Sinne des Wortes erst der gebildete Bürger war, begriff man in Frankfurt, dass die Gründung einer Universität so etwas wie eine selbstverständliche Bürgerpflicht war. Mit Recht sind deshalb die Frankfurter Universität und mit ihr die Stadt Frankfurt stolz darauf, dass diese Hochschule eine Bürgeruniversität ist.

Eine Bürgeruniversität lebt vom Engagement. Das war und ist hier in Frankfurt in reichem Maße zu finden – weil man weiß, was eine Universität, eine sehr gute und sehr gut ausgestattete Universität, einer Stadt und einer Gesellschaft geben kann, in geistiger wie in materieller Hinsicht. Zum einen hilft Bildung, die Welt zu verstehen und zu deuten, und damit auch, in der Gemeinschaft freier Bürger miteinander zu leben. Zum anderen aber bietet sie handfeste Vorteile.

Machen wir uns nichts vor: Wissenschaftliche Bildung wurde schon vor 100 Jahren auch als Wirtschaftsfaktor verstanden – und das war richtig so. Darüber hinaus war aber auch die Vorstellung lebendig,

dass Bildung durch Wissenschaft der Schlüssel zur Entfaltung der Persönlichkeit sei, zum selbständigen Denken und zum Gebrauch des eigenen Verstandes ist – und damit zur Emanzipation, zur Befreiung von alten Autoritäten und von den Zwängen der Natur.

Bildung und Emanzipation – oder umfassender ausgedrückt: Bildung und Freiheit gehörten und gehören zusammen. Deshalb finde ich es schön, dass wir heute dieses Gründungsjubiläum hier in der Paulskirche feiern, einem der vornehmsten Orte der deutschen Demokratie- und Freiheitsbewegung.

Die Geschichte der Universitäten, die Geschichte auch der Frankfurter Universität, ist ein Teil der europäischen Freiheitsgeschichte und ein Teil der europäischen Wahrheitsgeschichte.

Wahrheit und Freiheit sind Geschwister. So wie Forschung und Lehre Freiheit brauchen, um sich zu entfalten und ungehindert nach Wahrheit zu suchen und zu streben, so ist die politische Freiheit darauf angewiesen, dass die Wahrheit zugelassen und unzensuriert öffentlich gemacht werden kann. Dass die Wahrheit frei macht, das gilt auch für die Bildung, die uns – gemäß dem berühmten Wort Immanuel Kants – dazu frei macht, uns unseres eigenen Verstandes zu bedienen ohne die Anleitung eines anderen.

So sind, seit ihrer Erfindung im Mittelalter, Universitäten urbane Orte der Emanzipation. Einer der ersten, die man als Professor fast im modernen Sinn ansprechen kann, der Theologe und Philosoph Petrus Abälard, entwickelt am Anfang des 12. Jahrhunderts an der jungen Pariser Universität eine wissenschaftliche Methode, die bis heute nichts von ihrer Gültigkeit verloren hat.

„Sic et non“ – „Ja und Nein“ – heißt seine bedeutendste Schrift. Darin wird die Methode der kritischen, wissenschaftlichen Befragung aller Autoritäten erstmals systematisch begründet und durchgeführt. Abälard listet in 158 Abschnitten Widersprüche in den Texten der sogenannten Kirchenväter auf, die zuvor unhinterfragte Autoritäten waren. Und er zeigt, dass alleine die vernunftgeleitete Interpretation zur Wahrheit führt. „Indem wir nämlich zweifeln, gelangen wir zur Untersuchung und durch diese erfassen wir die Wahrheit.“

Freiheit von Vorurteilen, kritische Befragung aller Autoritäten, genaue Analyse und Interpretation der Quellen, Vernunft als oberste Instanz: Das ist sozusagen die erste „kritische Theorie“ des Abendlandes, und sie bleibt wesensbestimmend für jegliche wissenschaftliche Arbeit, bis heute. Dass sie keineswegs leicht durchzusetzen war, lehrt schon die Geschichte Abälards, die von Kämpfen, Verurteilungen und Verbannungen geprägt ist. So wird es immer wieder sein: Emanzipation und Befreiung von Autoritäten werden nie als Geschenk verteilt. Sie müssen immer erkämpft werden.

Die Kontinuität akademischen Denkens, wie es unsere Hochschulen geprägt hat, ist vor allem eine Kontinuität des kritischen Bewusstseins. Was in Paris mit „Sic et non“ beginnt, das führt über die großen „Kritiken“ aus Königsberg bis zur Kritischen Theorie der Frankfurter Schule.

Wir wissen allerdings auch, dass die Universität nicht automatisch und nicht immer die aufgeklärte Stimme der Vernunft gewesen ist. Nicht immer hat der Geist die wichtigste Rolle gespielt und nicht immer die interesselose Suche nach der Wahrheit. Auch der Ungeist und die bewusste Lüge, Rassismus und Antisemitismus sind in Universitäten zu Hause gewesen. Intellektualität allein ist noch kein wirksamer Schutz gegen Barbarei. Das ist eine der bitteren Lehren aus den Erfahrungen des Dritten Reiches. Auch die Frankfurter Universität hat sich in diesen finsternen Jahren sehr schnell und sehr gründlich von ihren jüdischen Lehrenden und Lernenden getrennt. „Säuberung“ nannte man das damals. Dabei verdankte sie ihre Gründung zu einem guten Teil dem jüdischen Bürgertum der Stadt. Und ein großer Teil ihres akademischen Glanzes speiste sich aus den Leistungen der Juden, die hier lehrten.

Nach dem Dritten Reich und nach dem Krieg hat die Frankfurter Universität versucht, an ihre glanzvollen Zeiten anzuknüpfen. Und einige Gelehrte sind sogar aus dem Exil zurückgekehrt, um beim geistigen Aufbau eines besseren Deutschlands von Frankfurt aus mitzuhelfen. Jeder kennt noch die Namen Adorno und Horkheimer, die die Kritische Theorie der Frankfurter Schule entwickelten, die fast zur Überschrift für eine geistige Grundhaltung, ja, für eine wichtige Phase in der Geschichte der jungen Bundesrepublik wurde. All das war eng mit Frankfurt verbunden.

Die Geschichte der Frankfurter Bürgeruniversität ist eine Erfolgsgeschichte. Aber auf Erfolgen kann man sich nicht ausruhen. Jede Zeit stellt die Universitäten vor neue Herausforderungen, aber auch vor neue Chancen.

Die ungeheure Steigerung der Studierendenzahlen seit den 1960er Jahren, damit auch die steigende Zahl von Dozenten und Professoren, all das hat einen anderen Typ von Universität geschaffen, als man sie noch bis zur Mitte des vergangenen Jahrhunderts kannte.

Das ist ein beispielloser bildungsgeschichtlicher Sprung. Wo früher eine akademische Laufbahn nur einer schmalen Elite eines Jahrgangs vergönnt war, sind es heute mehr als ein Drittel. Der Anteil der jungen Menschen eines Jahrgangs, die ein Studium aufnehmen, stieg seit Anfang der 1950er Jahre von etwa fünf Prozent auf etwa fünfzig Prozent. Diese Steigerung hat den Charakter der Hochschulen grundlegend verändert, und sie musste natürlich auch gestaltet und finanziert werden. Um die Frage der Hochschulfinanzierung wird bis heute gerungen. Viele Dozenten und Professoren klagen, dass sie sich

angesichts der Fülle der Aufgaben vom Kern ihrer Profession, von Forschung und Lehre, entfernen. Es galt und gilt, eine neue Balance zu finden zwischen Forschung und Lehre und zwischen Spitze und Breite.

Eine Herausforderung, die die Gründer der Frankfurter Universität vor 100 Jahren ebenfalls noch nicht in dieser Deutlichkeit vor Augen hatten, war der Beitrag, den Bildung zum gesellschaftlichen Zusammenhalt und zum sozialen Aufstieg jeder und jedes Einzelnen leisten kann und muss. Wir leben heute in einer Einwanderungsgesellschaft. Mehr als ein Drittel der in Deutschland lebenden unter Fünfjährigen verfügt über einen Migrationshintergrund. Das gesamte Bildungssystem muss sich dieser Aufgabe stellen. Es gibt inzwischen viele Initiativen, die diese Herausforderung angenommen haben. Sie verstehen die Realität der Einwanderung als praktische Aufgabe und engagieren sich in der Sprachförderung oder der Kultur. Im Sport haben wir inzwischen gelernt, dass jedes Talent Förderung verdient und dass diese Förderung alle bereichert. Die gleiche Einsicht wünsche ich mir auch in der Bildung und in der Wissenschaft: von der Kita über die Schule bis zur Universität. An jeder dieser Stationen können wir noch viel mehr tun, um allen jungen Menschen in unserem Land ein gelingendes Leben zu ermöglichen.

Nach meinem Verständnis kann und muss die Universität eine aktive Rolle bei der Gestaltung der Einwanderungsgesellschaft spielen, vielleicht sogar eine aktivere Rolle als gegenwärtig schon üblich. Ausländische Studierende und junge Menschen mit Migrationsgeschichte brauchen Hilfe. In manchen Fällen ist finanzielle Unterstützung notwendig, etwa durch spezielle Stipendienprogramme. Am wichtigsten aber sind Vorbilder und Ermutigung, und zwar schon lange vor der Immatrikulation. Es darf nicht sein, dass die Herkunft eines Menschen – sei es die soziale oder die ethnisch-kulturelle – darüber entscheidet, welche Zukunft dieser Mensch hat! Der Schlüssel, um solche Herkunftsbarrieren zu überwinden, ist Bildung. Die Geschichte von Bildung als Emanzipation geht weiter. Sie muss weitergehen.

Ist die alte „Bürgeruniversität“ auch diesen neuen Herausforderungen gewachsen? Hier in Frankfurt haben Sie eine klare Antwort auf diese Frage gefunden. Sie haben das Prinzip der Bürgeruniversität neu für sich entdeckt, Sie haben sich ganz bewusst zu Ihren Wurzeln bekannt. Denn seit 2008 ist die Goethe-Universität wieder eine Stiftungsuniversität. Das Modell soll dazu dienen, Hochschulen und Bürgergesellschaft stärker zu verbinden. Es eröffnet großzügigen und weitblickenden Stiftern und Förderern die Möglichkeit, Verantwortung für die Universität zu übernehmen. Der Umbau zur Stiftungshochschule stärkt die Eigenverantwortung der Institution. Die Stiftungshochschule kann zugleich ein Wir-Gefühl, eine Identität entwickeln, die Lehrende und Lernende verbindet und eine starke Verbindung zu ihrem gesellschaftlichen Umfeld herstellt.

Es zeigt sich immer wieder: Bildung und wissenschaftliche Spitzenleistung brauchen so eine förderliche Umgebung. In Frankfurt gibt es dieses bildungsfreundliche Umfeld. Kooperation und Austausch sind damit wesentliche Erfolgsfaktoren dieser Universität, die sich nie als Elfenbeinturm, sondern immer auch als bürgerschaftliches Forum begriffen hat. Auch dazu kann man heute wahrlich gratulieren.

Eines will ich an dieser Stelle aber auch deutlich sagen: Das Lob der Förderer und Stifter und der Ruf nach weiterem bürgerschaftlichem Engagement für gute Bildung darf keineswegs dazu führen, dass der Staat sich aus seiner Verantwortung für unser Bildungswesen zurückzieht. Stifter sind keine Ausfallbürger in Zeiten knapper Kassen – sie schaffen einen Mehrwert.

Es ist darüber hinaus richtig, an neue Mittel und Wege zu denken, um Kräfte zu bündeln. So überlegen Bund und Länder seit der vergangenen Legislaturperiode, wie sie den Bildungsföderalismus fortentwickeln können, um den gestiegenen Anforderungen Rechnung zu tragen. Das wird am Ende allen nutzen: den Studierenden, die attraktive Studienbedingungen vorfinden, den Hochschulen, die ihre Stärken weiter ausbauen können, und unserem Land als Wissenschaftsnation.

Die Konzentration der Kräfte ist auch deshalb wichtig, weil gute Hochschulen heute in einem weltweiten Wettbewerb stehen. In diesem Wettbewerb wird der Frankfurter Universität ihre Besonderheit als Bürgeruniversität, aber auch die öffentliche Unterstützung, zugute kommen.

Europa, so hat neulich der indische Autor Pankaj Mishra geschrieben, habe seine Leuchtkraft verloren. Es habe früher mit seiner kulturellen und intellektuellen Kraft Vertrauen in die Allgemeingültigkeit seiner Erfahrungen und Lösungen erzeugt. Dieses Vertrauen sei nun verlorengegangen.

Ich teile nicht alles, was Mishra dazu ausführt. Eines, was er sagt, halte ich aber für zentral: Europa, so schreibt er, müsse die eigene kritische und kosmopolitische Tradition wiederbeleben, es brauche Offenheit, Widerspruch und kein homogenes Weltbild.

Wozu uns ein indischer Autor hiermit aufruft, ist doch nichts weiter als die alte und ewig junge Beschreibung von Aufgabe und Wesen der europäischen Universität, die in ihren guten Zeiten immer weltoffen war und immer bereit, auch fremde Erfahrungen aufzunehmen. Gehen wir also ans Werk. Gehen wir daran, diese, unsere europäische Universität wieder so lebendig werden zu lassen, dass es intellektuell gleichermaßen Herausforderung und Freude ist, an ihr zu lehren und zu lernen.

Enden wir, wie wir begonnen haben, mit Goethe. Als er im Alter von 16 Jahren daran ging, ein Studium aufzunehmen, gab es diese

Frankfurter Universität noch nicht. So ging er nach Leipzig. Von dort schrieb er am 13. Oktober 1765 an seinen Vater:

„Sie können nicht glauben, was es eine schöne Sache um einen Professor ist. Ich bin ganz entzückt gewesen, da ich einige von diesen Leuten in ihrer Herrlichkeit sah!“ Das waren noch Zeiten: Professoren in ihrer Herrlichkeit! Das ist endgültig passé. Aber könnte es nicht möglich sein, die Universität als Ganze, als Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden, von Stiftern, Förderern und Bildungspolitikern zu einer neuen Herrlichkeit zu führen? Ich wüsste nicht, was ich auch dieser Universität, der Goethe-Universität zu Frankfurt am Main, zum 100. Geburtstag besseres wünschen könnte.